

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 3 (1856)
Heft: 12

Artikel: Kurze Biographien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-249522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Vorsteher für die verantwortliche Besorgung des Vormundschaftswesens walte. Die Gebühren auf die Zahl der Mündel durchschnittlich berechnet, trifft es auf einen Bevogten in Schwellbrunnen 96 und in Schönengrund nur 83 Rp., hingegen in Trogen 6 Fr. 58 Rp. und in Speicher 8 Fr. 2 Rp. Eine nicht weniger große Ungleichheit zeigt sich, nach Abzug der Taggelder, bei der Vertheilung dieser Gebühren auf die Gemeindeschreiber und die einzelnen Vorsteher. Während an einem Orte die Gebühren kaum die gesetzlichen Taggelder der Vogtrechnungskommission abwerfen, ergiebt sich an anderen Orten ein Ueberschuss von über 1000 Franken. Und doch influirt auf das materielle Gewicht der Verantwortlichkeit die kleinere oder grössere Zahl der zu bestellenden Bögte oft mehr, als der Betrag des zu verwaltenden Vermögens. Gegenüber der sonst fast unentgeltlichen Verwaltung der öffentlichen Güter des Staates, der Gemeinden und der Korporationen, bei nicht weniger Verantwortlichkeit, erscheint eine Summe von über 9000 Fr. jährlicher Vogtrechnungsgebühren im Allgemeinen hoch.

Kurze Biographien.

I.

Am 23. März 1856 starb nach kurzem Krankenlager in seinem Wohnorte St. Gallen Med. Dr. **Gabriel Rüsch** von Speicher im 63. Lebensjahr. Als Mitglied der st. galloisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft hat er bereits in dem Vorstande dieser Gesellschaft, Herrn Landammann Hungerbühler, einen Biographen gefunden, der „sein Leben und Wirken“ in einer ausführlichen Abhandlung in die Zeitschrift des Vereines niederlegte, und von welcher

„biographischen Skizze“ eigene Abdrücke vorliegen. Mit Recht sagt der Biograph über Rüsch: „In ihm verlor der Kanton Appenzell einen auch außer den Marken des Landes bekannten, gelehrten Literaten, einen unermüdeten historischen Sammler, einen sehr gewissenhaften Arzt und einen seiner aufrichtigsten, uneigennützigsten Reformfreunde.“ Gabriel Rüsch, geboren den 17. Jänner 1794, war das 14. von den 17 Kindern des Rathsherrn Joh. Ulrich Rüsch von Speicher, der als Mitglied der Revisionskommission von 1797 und als Führer der Reformpartei, wie besonders als glücklicher Kaufmann, eine hervorragende Stelle im Lande einnahm. Gabriel, von Kindheit an von schwacher Körperkonstitution, zeichnete sich schon durch Fleiß in der Primarschule aus, erhielt gleichzeitig zu Hause Privatunterricht in der französischen Sprache und trat mit dem 11. Jahre in das Pestalozzi'sche Institut zu Isern. Seine große Lernbegierde überflügelte den schwachen Körper, und er wurde im Jahre 1807 genötigt, einige Monate zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit bei Hause zu verweilen. Nach Isern zurückgekehrt, blieb er noch bis zum April 1808, im Ganzen also 3 Jahre, in der Pestalozzi'schen Anstalt und kam alsdann noch bis zum Juli 1809 in das Institut des Pfarrers Monastier nach Lausanne, um sich, weil zum Kaufmann bestimmt, in der französischen und italienischen Sprache noch mehr zu vervollkommen; hier wurde er schon 1809 konfirmirt. Der gemüthliche Knabe gewann seine Lehrer und Mitschüler lieb und erwarb sich eine vieljährige Freundschaft mit mehreren derselben, besonders mit den Appenzellern Niederer, Ramsauer und Knusert, den Brüdern Muralt aus Zürich und Monastier aus Piemont. Ins Elternhaus zurückgekehrt und ins praktische Leben eines Fabrikanten und Kaufmannes eingeführt, fand der nach wissenschaftlicher Gelehrsamkeit dürstende Jüngling an dieser Arbeit wenig Geschmack, und seine Abneigung gegen den Handelstand wurde durch eingetretene Wechselseitigkeiten des Handels noch gesteigert. Er hat nun

seinen Vater, ihn die Arzneikunde studiren und hiezu, nach alter Sitte, den praktischen Anfang bei einem renommirten Arzte machen zu lassen. Gern willigte der Vater ein, und Gabriel trat als 18jähriger Jüngling, im Mai 1812, bei Sanitätsrath Med. Dr. Keller zu Frauenfeld für 2 Jahre in die Lehre. Keller wurde ihm Lehrer und Freund und verschaffte ihm zu Vorstudien in den Arzneiwissenschaften und zur praktischen Erlernung und Ausübung der niedern Chirurgie, sowie zur Erlernung der lateinischen Sprache in der Stadtschule erwünschte Gelegenheit. Auch hier fand er einen Freundeskreis von Studienkameraden, unter ihnen seinen nachherigen Schwager Dekan Pupikofer, die ihm den Aufenthalt verschönerten. Hier begann er am 1. Jänner 1813 sein Tagebuch, das er mit wenigen Unterbrechungen bis an sein Lebensende, also über 43 Jahre, fortsetzte. Ungern verließ er, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen, Frauenfeld, um in Zürich seine eigentliche akademische Laufbahn zu beginnen. Er blieb jedoch nur ein Jahr in Zürich, kam im Oktober 1815 auf die Universität Tübingen und ein Jahr später nach Würzburg, wo er die Doktoratsprüfungen im Jahre 1817 mit Ehren bestand. Er dissirtirte über die *placenta praevia* und disputirte unter Anderem über das elementarische Wesen des Wassers und seine Heilnatur. Nachher verbrachte er noch ein Trimester im Besuch der Spitäler in Wien und schloss seine Universitätsstudien zu Halle an der Saale. Im Jahre 1818 an seinen Vaterort Speicher zurückgekehrt, fand er bei der Konkurrenz von Berufsgenossen und der eigenen Unerfahrenheit in Behandlung der hierorts vorkommenden Krankheiten nicht so bald den erwarteten Zuspruch als Arzt, was ihn so entmutigte, dass er sich ernstlich mit Auswanderungsgedanken beschäftigte, wie seine Korrespondenz mit Studiengenossen (Frick in Philadelphia und Demarari in Westindien) nachweist. Es kostete ihn nicht geringe Ueberwindung, sich um die Armenpraxis zu melden; er erhielt dieselbe und erwarb sich durch seine Kenntnisse und Gewissenhaftigkeit in

der Behandlung der Kranken bald bei Anderen das verdiente Zutrauen. Seine Praxis scheint jedoch nie die volle Zeit des thätigen Mannes in Anspruch genommen zu haben, bot ihm jedoch Gelegenheit genug zur emsigen Fortsetzung des praktischen Studiums der Heilkunde. Im Verein mit den ersten Aerzten des Landes bemühte er sich für Einführung der Sanitätspolizei und war von 1833 bis 1841 thätiges Mitglied der Sanitätskommission. Einen großen Theil seiner Mußezeit widmete er schriftstellerischen Arbeiten und Reisen, einen andern Theil dem Vereinsleben und in den politisch bewegten 1830er Jahren in amtlicher und außeramtlicher Stellung der Politik. Er war einer der Stifter der im Jahre 1820 entstandenen „Sonnengesellschaft“ in Speicher und der aus diesem Vereine hervorgegangenen ersten appenzellischen, privaten Assekuranzgesellschaft. Ferner war er ein thätiges Mitglied der vaterländischen, der gemeinnützigen, der ärztlichen und der naturforschenden Gesellschaften in und außer dem Kanton; in allen Verhältnissen durfte man auf einschlagende Arbeiten von ihm sicher zählen, und es war dadurch sein großer Einfluss auf die Vereinsverhandlungen, wie eine engere Verbindung mit den geachtetsten Männern der Zeit gesichert. Von seinen schriftlichen Arbeiten erschienen im Drucke: die „Anleitung zum richtigen Gebrauche von Bad- und Trinkkuren“ oder die Balneographie der Schweiz, in 3 Bänden (1825 — 1832); besondere Schriften über die Bäder und Kuranstalten zu Baden, Pfäffers, Nuolen, Weißbad, Horn, Heiden u. s. w.; der 4. Band der Walser'schen Appenzeller-Chronik (von 1772 — 1798); der Kanton Appenzell im „Gemälde der Schweiz“ (1835); die „historisch-geographische Darstellung des Kantons Appenzell, mit besonderer Berücksichtigung seiner Kuranstalten, Alpengegenden und Industrie“ (1844), und außerdem eine Menge Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, von denen wir besonders diejenigen erwähnen, die unter dem Titel: „Ueber die gewöhnlichsten Volkskrankheiten, die Vorurtheile und Hülfsmittel bei ihrer Behandlung“

in den gedruckten Verhandlungen der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft in den Jahrgängen von 1839 — 1850 niedergelegt sind.

Ehe die Juliussonne von 1830 die Eisrinde, die den appenzellischen Gesetzgeber umpanzert hatte, schmolz, wagte es schon die Sonnengesellschaft von Speicher (im Jahre 1829), Gesetzesvorschläge zu machen, wenn auch einstweilen ohne Erfolg. Desto eifriger aber unterstützte sie die Revisionsbestrebungen in den Jahren 1830 — 1832, und unser Rüsch als rastloser Beförderer jedes nützlichen Fortschrittes war dabei an der Seite seines in Raths- und Gerichtssachen vielerfahrenen Freundes Alt-Landschreiber Tobler als Aktuar oder Verfasser verschiedener Petitionen an den Revisionsrath thätig. Der momentane Sieg der Reaktion an der stürmischen Märzlandsgemeinde 1833 führte endlich den sonst stillen, friedliebenden Mann auf die öffentliche Bühne des politischen Lebens, und zwar in der edlen Absicht, die beiden Extreme wo möglich zu vermitteln und namentlich die Reformfreunde vor übereilten Schritten zu warnen, damit die traurigen Erfahrungen des Landhandels von den 1730er Jahren und der Landbuchrevision und Staatsumwälzung von 1797 und 1798 nicht wiederkehrten. Nichtsdestoweniger aber wollte er als Schriftführer und Abgeordneter von Volksversammlungen auf legalem Wege die Scharte der Märzlandsgemeinde auswezen und damit keineswegs zuwarten, bis das politische Leben im Lande wieder erkalte. In diesem Moment, mit April 1834, übernahm er auf Ansuchen von Freunden die Redaktion der Appenzeller-Zeitung. Einen Monat später wählte ihn die Gemeinde Speicher zum Mitgliede des Gemeinderathes und des Revisionsrathes, und dieser ernannte ihn neben dem freisinnigen Kollegen und Freunde Dr. Heim zum Aktuar. Damit dem neuen Verfassungsentwurfe das Schicksal der Verfassung von 1832 erspart und die Perle der Gewaltentrennung gerettet werde, eiferte der Volksmann, wenn auch vergeblich, dafür, dass für das Obergericht ein beide Fraktionen der

Freunde desselben befriedigender Doppelvorschlag (für freiere und beschränktere Wahl der Oberrichter) der Landsgemeinde zur Auswahl vorgelegt werde, und dass die neue Verfassung sogleich nach der Annahme in Kraft trete. Rüsch hatte in Bezug auf das Obergericht richtig vorausgesehen, dass die Zähigkeit der Freunde desselben, die nur unter einer gegebenen Form ein Obergericht wollten, die Annahme der neuen Gerichtsform nicht nur zweifelhaft mache, sondern sogar vereile. Man wollte vier Jahre später dieses Versehen wieder gut machen, aber es half nicht mehr; der rechte Moment war einmal verpasst. Die ordentliche Landsgemeinde von 1835 wählte Rüsch in die Revisionskommission und sodann die Kirchhöre Speicher zum Mitgliede des kleinen Rathes (Bezirksgerichtes), der ihn sodann zum Vizepräsidenten ernannte. Damit hatte der Selige seinen Höhepunkt in amtlichen Stellen erreicht. 1836 und 1837 wurde er von der Kirchhöre Speicher als Kleinrath und Revisionsrath nochmals bestätigt; mit letzterem Amtsjahre aber schloss sich seine amtliche Laufbahn, mit Ausnahme der bereits erwähnten Stelle im Sanitätsrath und als Mitglied der Aufsichtskommission der Kantonschule, welche er noch bis zum Jahre 1841 bekleidete.

Als Beamter zeigte Rüsch dieselbe gewissenhafte Treue und Thätigkeit, wie als Arzt und Vereinsmitglied. Seine bedeutende Gelehrsamkeit und reiche Erfahrung machten ihn zu einem der tüchtigsten Mitglieder des Sanitätsrathes; mit den nöthigen Wissenschaften ausgerüstet und der Pädagogik ebenfalls vertraut, war er nicht nur, wie manch' Andere, dem Namen nach, sondern in Wahrheit ein Aufseher der Kantonschule und als solcher ernstlich bemüht, dieselbe vor dem damals drohenden Zerfall zu retten und zu einer tüchtigen höhern Lehranstalt zu erheben. Im Revisionsrath zählte er zu Denen, welche die möglichste Einfachheit der Gesetze liebten und alles Inhumane älterer Zeit abgeschafft wissen wollten. So kämpfte er trotz aller zahlreichen Einwürfe von Beamten und Geistlichen männlich und mit Erfolg für das Erbrecht der

Unehelichen und mit dem Vollgewicht der physischen und psychischen Gründe für das Verbot der Geschwisterkinderehen. Er hatte die Genugthuung, dass sich die Besorgnisse der Gegner jenes Erbrechtes in der Folge nicht rechtfertigten, und die Aufhebung des Verbotes der Geschwisterkinderehen aus bloßer Konvenienz erlebte er nicht mehr. Als Richter über Polizeivergehen und Rechtshändel befand sich der gemüthliche Mann hingegen offenbar in einer ihm weniger zusagenden Stellung. Der Schlendrian, welcher Strafurtheile mit derselben Theilnahmlosigkeit erlässt, wie ein Krämer seine Waare, war ihm völlig zuwider, und seine Gerechtigkeitsliebe sträubte sich, wenn aus bloß formellen, kalten Rechtsgründen abgesprochen und die eigene Ueberzeugung oder doch die momentanen Gefühle des Richters zum Opfer gebracht werden sollten. Zu unerfahren in Rechtssachen, gelang es ihm selten, für seine Urtheilsanträge unwiderlegbare Rechtsgründe aufzufinden, so fleißig er sich auch die Meinungen Für und Wider notirte. Es schien ihm ein Widerspruch zu sein, dass mancher ungelehrte Kollege in der Auffassung von Rechtsverhältnissen glücklicher war, und er appellirte alsdann gern an anderwärts geltende Rechtstheorien. Ein Verdienst aber blieb ihm immerhin, dass er durch seine Einreden Vieles zur gründlichen Erdauerung von Rechtsfällen beitrug. Als Aktuar von Behörden und Vereinen, als Berichterstatter von solchen, als historischer Sammler war er hingegen mit seiner Bienenthätigkeit recht eigentlich in seinem Elemente; er liebte die Öffentlichkeit über Alles und machte mit Hülfe seiner Freunde als Publizist der appenzellischen Raths- und Gerichtsverhandlungen von der Pressfreiheit großen, jedoch würdigen Gebrauch. Weniger glücklich als im Sammeln war er in der Kritik, weil ihm offenbar die hiezu nöthige Schärfe der Beurtheilungskraft abging. So entging ihm in seinen historischen Arbeiten manche genauere Angabe, und im vornenwollen Berufe eines Zeitungsschreibers stieß er auf viele Unannehmlichkeiten, die ihn bestimmten, schon mit Ende 1837 die Redaktion

der Appenzeller-Zeitung niederzulegen. Er that persönlich für sich wohl daran, weil ihm der Gleichmuth nicht in dem Maße zu eigen war, dass er Widersprüche und unverdiente Kränkungen ruhig ertragen konnte, und weil seine volksthümliche Benutzung der Presse immer mehr bei Hohen und Niederen, welche dieselbe nicht als eine Leuchte des Landes, sondern nur als ein nothwendiges Nebel der Zeit betrachteten, Widerspruch fand. Das Lesepublikum und die appenzellische Pressfreiheit aber haben durch seinen Rücktritt verloren. Männer, wie Rüsch, die jedem die nackte Wahrheit ins Gesicht sagen, und die als Publizisten es verschmähen, Gewalthabern zu schmeicheln, verleben manche Eitelkeiten und Schwächen und können namentlich gegenüber dem jährlichen Wahlrufe: „Wem's wohl gefällt“ nicht lange in Aemtern stehen. Diese Erfahrung machte auch Rüsch; er sah sich in den Jahren seiner Kraftfülle übergegangen und kalt hintangesetzt von Solchen, die früher als schwache politische Pflänzlinge an ihm emporrankten. Diesen Missmuth überwindend, suchte er seine Freude wieder in der medizinischen Praxis, in literarischen Arbeiten und im Umgange mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Schon beim Beginne seiner ärztlichen Praxis hatte er ein Auge auf St. Gallen gerichtet; nun, da manche Bande, die ihn an den Bürgerort fesselten, sich gelöst, kam die Uebersiedelung nach St. Gallen gegen Ende des Jahres 1840 zur Ausführung, wozu seine ihm 1822 angetraute Ehefrau Wilhelmine Stäbler von Brugg, die sich in Speicher nie recht heimisch fühlte, und seine zwei Töchter gern einwilligten. Nichtsdestoweniger blieb er seinem engern Vaterlande mit unwandelbarer Liebe zugethan und bis zum Tode treues Ehrenmitglied mehrerer diesseitigen Vereine. Von seinem allgemein anerkannten Rufe als Arzt giebt Zeugniß, dass ihn die st. gallische Regierung im Jahre 1847 zum Badearzt in Pfäffers ernannte, welche Stelle er 3 Jahre lang mit großer Gewissenhaftigkeit und treuer Pflichterfüllung bekleidete. Thätig, wie er immer war, benutzte er diese Zeit zur Vermehrung

der Literatur über das Pfäfferser Bad und zur Gründung einer Stickereischule in der industriearmen Berggemeinde Valens. Im Weiteren beschäftigte er sich neben seiner medizinischen Praxis noch hauptsächlich mit der Durchsicht seiner früher herausgegebenen Werke, um eine verbesserte und vermehrte Auflage derselben vorzubereiten. Noch im letzten Lebensjahre wäre er bereit gewesen, die gesammelten Notizen für einen 5. Band der Appenzeller-Chronik umzuarbeiten und druckfertig zu machen, und nahm es fast empfindlich auf, wenn aufrichtige Freunde Zweifel äußerten, ob er dieser Aufgabe noch gewachsen sei. Eben war er noch mit dem Vorstande der appenzellisch-gemeinnützigen Gesellschaft über Abtretung seines gesammelten Materials zur vaterländischen Geschichte in Unterhandlung, als unerwartet schnell sein Ende herbeikam. Der Tod seiner Gattin und erst später offenkundig gewordene häusliche Leiden beschleunigten den sichtlich nahenden Tod, und zwar noch schneller, als unser Greis selbst vermutete. Sein letzter Ausgang war dem Besuche eines Nervenfranken gewidmet; unwohl und leidend zurückkehrend, vermochte weder er, noch der herbeigerufene ärztliche Freund, die sich rasch entwickelnde Krankheit zu besiegen, und nach wenigen Tagen, am h. Ostertage, erfolgte seine felige Auflösung. St. Gallens Aerzte ehrten den würdigen Berufsgenossen dadurch, dass sie ihm in corpore das Geleit zur Ruhestätte auf Linsebühl's lieblichem Friedhöfe gaben. (Das Vermächtniss nach Speicher haben wir bereits Seite 134 gemeldet.)

Über die letzte Lebensperiode findet sich in der nachlassenen Autobiographie des Seligen folgende Stelle, die wir als würdigen Schluss seiner Biographie wörtlich anführen:

„Ich lebe“ — schrieb er — „im Ganzen gemüthlich, ziemlich unbesorgt für die Zukunft, wie solches in früheren Jahren der Fall nicht war. Seitdem ich älter geworden bin und sich mein reizbares Temperament abgestumpft hat, bin ich glücklicher, und es fliegen Tage, Monate und Jahre weit

schneller vorüber. Mir bleibt wenig zu fürchten, wenig mehr zu hoffen übrig. Nach menschlichen Berechnungen habe ich nebst den Meinigen genug zur Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse des irdischen Lebens. In die Ewigkeit sehe ich mit christlicher Zuversicht — ohne Grauen. Verschiedene Male, als ich mich dem Grabe nahe wähnte, sah ich dem Tode gelassen entgegen. Ich glaube an eine ewige Fortdauer des menschlichen Geistes mit Selbstbewusstsein, ohne mich aber aller Zweifel erwehren zu können, die sich bei unbegreiflichen Dingen meinem Verstande immer aufs neue aufdringen. Aber auch der Gedanke an Zernichtung, das Aergste, was ich mir denken kann, ist für mich kein Schreckniss; ich ergebe mich in den Willen der Vorsehung, suche diesen nach Kräften zu erfüllen, aus Pflichtgefühl und Tugendliebe, abgesehen von Belohnung und Strafen. Uebrigens genieße ich die Gegenwart, wirke in derselben, weil es Tag ist, und beschäftige mich mit metaphysischen Gegenständen weit weniger als zuvor, je mehr ich dem Ziele mich nähere, wo man, so hoffe ich zuversichtlich, vom Glauben zum Schauen gelangt."

II.

Pfarrer Otto Heinr. Christian David Ramsauer in Trogen war das achte von 14 Kindern des Erziehers Johannes Ramsauer von Herisau und der aus Zürich gebürtigen Wilhelmine Schulteß, geboren den 19. November 1828 in der großherzoglichen Residenz Oldenburg. Sein Vater, im Jahre 1800 unter Krüsse als armer Knabe ausgewandert, kam in Pestalozzi's Institut, wo er sich vom Zögling zum Lehrer emporschwang. Nachher gründete er Pestalozzi'sche Erziehungsinstitute in Würzburg und 1817 in

Straßburg, wo er zugleich Hofmeister der Prinzen Alexander und Peter von Oldenburg, der Söhne erster Ehe der Königin von Württemberg und Großfürstin von Russland, war. 1820 folgte er einer Einladung zur Erziehung der Prinzessinnen nach Oldenburg, wo er nach vieljährigen treuen Diensten pensionirt wurde und bis an sein Lebensende in großem Ansehen stand. Die Eltern benutzten dieses Glück zur sorgfältigen, christlich-frommen Erziehung und Bildung ihrer Kinder. Auf die Erregung kindlicher Liebe, pünktlichen Gehorsam und unbedingte Wahrhaftigkeit wurde in und außer der Schule des Vaters mit Strenge gesehen; diese Strenge aber wurde gemildert durch den Geist tief christlicher Frömmigkeit und der innigsten, erfindungsreichsten Liebe, die im Hause waltete und der zahlreichen Familie die Tage der Kindheit so glücklich machte. Mit dem Uebertritt ins Gymnasium begann für den Knaben die erste Periode ernsterer Prüfungen, denen er wohl jene frühe Reife des Charakters verdankte, die ihn vor den meisten seiner Jugendgenossen in seltener Weise auszeichnete. — Einmal nämlich fühlte er gar tief und schmerzlich den Unterschied zwischen dieser öffentlichen Schule und derjenigen in seinem Vaterhause, so dass ihn oft den vielen fremden Schulsforderungen gegenüber ein Unmuth ergriff, der um so schwerer zu überwinden war, da auch theilweise körperliche Schwäche dem Fleiße des Schülers hemmend entgegentrat. In dieselbe Zeit fällt auch die Konfirmation, nämlich auf das heilige Osterfest 1845. Vermochte der bejahrte, taube Geistliche mit seiner lutherischen Lehrform das sinnig gemüthliche Wesen des frommen Jünglings zwar wohl vielfach anzuregen, aber nicht zu ganzer Freudigkeit und Klarheit des Glaubens hinzuführen, so wusste sein himmlischer Vater ihn durch wirksamere Mittel im heiligen Taufbunde für immer zu befestigen.

Nämlich drei Todesfälle in seiner Familie wirkten gewaltig auf seine bildsame Seele. Er sah zwei jüngere Brüder

und den innigst geliebten Vater sterben; sah, wie dieser plötzlich von schmerzlicher Krankheit ergriffen, geduldig die schwersten Körperleiden ertrug; sah, wie getrost er starb in dem Glauben, welchem er gelebt hatte; sah dasselbe schöne, selige Sterben bald nachher an seinem Bruder. Da war ihm nun der von seinem erstgestorbenen Bruder her so sehr gefürchtete Tod verschlungen in den Sieg. — Diese Erfahrungen hatten besonders heiligend und beseligend ihn durchdrungen. Nun war er erst recht fest geworden im Glauben an den lebendigen Gott, und mit diesem Stecken und Stab konnte der vaterlose Jüngling getrostten Mutthes seine Universitätsreise nach Zürich antreten. Was ihn dahin zog, war, neben besonderen familiären Rücksichten, vor Allem die Sehnsucht nach der freien, schönen Schweiz; hatten ihn ja doch seine Eltern, die im fernen Norden ihres Vaterlandes nie vergessen konnten, mit sittlich starker Freiheitsliebe groß gezogen.

Die Berufswahl fiel ihm nicht schwer; seine Natur, seine Erziehung und der Wunsch der Seinen trieben ihn gleicher Weise dazu, den geistlichen Stand zu wählen. Mit seltenem Eifer lag er den Studien ob, und als Erslingsfrucht seines gottesdienstlichen Strebens kennen wir aus seinen Studienjahren seine seelenvollen Lieder über den Frieden und die Freude der Kirche, zu deren Dienste er sich heranbildete. Einer seiner hochverehrtesten Lehrer, Professor Lange, übergab sie (1851) dem Drucke, und im 1. Jahrgange unserer Jahrbücher, Seite 281, findet sich eine Rezension derselben.

Der Frühling 1850 unterbrach Ramsauer's eifrige Studien. Starkes Blutspeien nöthigte ihn, von einer schon angetretenen Reise nach Berlin wieder zu den Seinigen nach Oldenburg, zu welchen er kurz vorher auf Besuch gekommen war, zurückzufahren und ein langes, schmerzliches Halbjahr, fern von der Schule, theils hier, theils bei einem Verwandten im Elsaß zuzubringen. Bis zum Herbste genas er wieder so weit, um nach Zürich zurückzufahren und unter fortwährender

ärztlicher Behandlung seine Studien wieder aufnehmen zu können. Ein Jahr später betrat er abermals den Weg nach Berlin, gelangte nun auch wirklich hin und studirte da ein halbes Jahr so fleißig, als es ihm seine zarten Körperkräfte zuließen. Im Februar 1852 kehrte er an seinen Bürgerort Herisau zurück, wo ihm alsdann nach wohl bestandener theologischer Prüfung und nach gehaltener Probepredigt am 28. März die Weihe zur Ausübung des geistlichen Amtes ertheilt ward. Er hatte beabsichtigt, nach dem Examen zu noch weiterer Ausbildung nochmals nach Deutschland zurückzukehren; allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Dekan Frei, damals schon sterbenskrank, berief den jungen tüchtigen Kandidaten sogleich nach erhaltener Ordination zum Vikariate nach Trogen. In der Osterwoche trat er das Vikariat daselbst an, bald erfolgte der Tod seines väterlichen Freundes, und er sah sich am 28. Juni 1852 durch die ehrenvolle Wahl der Gemeinde zum Pfarrer von Trogen ernannt. Trogen, das sich bei seinen Pfarrwahlen gewohnt war, bewährte Geistliche ab Pfründen zu berufen, hatte offenbar anfänglich die Absicht nicht, den jungen Kandidaten mit seiner fremdlingenden Sprache und einer von seinem Vorfahren abweichenden Predigtweise zu wählen. Zwei Monate amtlichen Wirkens aber reichten hin, ihm das Vertrauen der Mehrheit zu erwerben, und nicht lange währte es, bis er sich durch Umsicht und Gewissenhaftigkeit und durch den großen Fleiß, den er auf genaue Erfüllung seiner Amtspflichten, besonders auf die Ausarbeitung der Predigten, verwendete, den Weg zu einer gesegneten Amtsführung ebnete. Sein mit seltener Würde verbundenes Auftreten im Gotteshause, die Gediegenheit seiner Predigten und die wahrhaft überwältigende, liebevolle Macht im Umgange gewannen ihm die Herzen seiner Pfarrangehörigen und Aller, die mit ihm in nähere Beziehung kamen. In hohem Grade gewann er also bald auch die Liebe und Achtung seiner Amtsbrüder; sie übertrugen ihm manche wichtigere Aufträge und liehen in ihren

Zusammenkünften seinem feinen, wohl überlegten Urtheile, seinem kräftig-milden, von Freiheit des Geistes und edler Bildung getragenen Worte gern ihr Ohr. Wurden seine Predigten oft in großer leiblicher Schwachheit und Anfechtung geschaffen und gehalten, so boten sie doch nicht sowohl den Anblick schweren Kampfes dar, als vielmehr denjenigen des in der stillen Kraft des Geistes bereits erlangten Sieges über den äußern Menschen. War daher auch seine Rede an heiliger Stätte nicht zu vergleichen einem Schiffe, das mit vollen Segeln leicht und stolz dahinfährt, so glich sie etwa einem solchen, das, seines Ziels nicht minder gewiss, sorgsam jede Klippe und jede Untiefe auf seinem Wege beachtet und kennt, und Diejenigen, die sich ihm anvertrauen, nur um so sicherer auf die Höhe des christlichen Sieges und an das friedenvolle Gestade des ewigen Lebens geleitet, nachdem es ihnen den Ernst und die Gefahr der Fahrt nicht verborgen, sondern in ihrer ganzen Größe gezeigt hat. Die erneuerten pfarramtlichen Bücher im Pfarrarchiv sind sprechende Beweise von seinem Sinne für Ordnung und Genauigkeit, und der noch in den letzten Monaten seines Lebens im Druck erschienene „Leitsfaden für den Konfirmandenunterricht“ zeugt von der Sorgfalt und Liebe, mit der er besonders den Religionsunterricht zu ertheilen pflegte. Seinen Eifer und seine Ansichten für wahre Jugendbildung und wirksame Armenunterstützung finden wir ausgesprochen in dem von ihm verfassten Necrolog des Dr. Joh. Kaspar Zellweger, im 2. Jahrg., S. 54, der appenzell. Jahrbücher, der zugleich neben anderen Arbeiten Zeugniß giebt, wie gründlich der gelehrte denkende Mann auch in ihm ferner stehenden Verhältnissen Ursache und Wirkungen zu erforschen suchte.

Wie Alles, was er als endlichen Besitz davon trug, edle Bildung und gesegnete Führung des Amtes, nur durch die Beharrlichkeit für ihn erreichbar war, die ihr einmal erkanntes Ziel unbeweglich und mit völliger Hingebung im Auge behält, — so auch die Gründung eines eigenen Familienstandes.

Unbekannt mit den bestehenden Gesetzen des Heimatkantons, folgte er der Neigung seines Herzens und verlobte sich mit der Tochter seiner Mutter Schwester, Wilhelmine Bodmer aus Zürich, aus demselben Hause, in welchem er während seiner akademischen Laufbahn in gesunden und frischen Tagen als Familienglied so viel Liebes und Gutes genossen hatte. Mit dem hierseitigen Verbot der Geschwisterfinden bekannt geworden, fiel es ihm weniger schwer, dieses Hinderniss auf legalem Wege zu überwinden, als es ihm schwer geworden wäre, das der Geliebten gegebene Wort zurückzuziehen. Nicht gut berathen, wie er es anzufangen habe, dass der Gesetzgeber sich über den weitern Fortbestand des seit länger angestochtenen Verbotes der Geschwisterfinden ausspreche, ließ er zwar im März 1853 das Begehren an den großen Rath stellen, dass jene Frage der nächsten Landsgemeinde zum Entscheide vorgelegt werde; allein es wurde dieses Begehren von seinem Bevollmächtigten so schwach befürwortet, dass der große Rath in seiner Mehrheit sich nicht bewogen fand, zu entsprechen, und der Vollmachttrager war eben so wenig geneigt, von dem Art. 2 der Verfassung oder dem Rechte des Landmannes, die Frage auch gegen den Willen der Obrigkeit der Landsgemeinde zum Entscheide zu unterstellen, Gebrauch zu machen. Ramsauer erwarb sich hingegen mit großen Summen das Bürgerrecht der Stadt und des Kantons Zürich, verzichtete nothgedrungen auf das Bürgerrecht von Herisau und Appenzell A. Rh. und hielt am 27. Juni 1853, gerade ein Jahr nach seiner Erwählung zum Pfarrer, Hochzeit mit Fräulein Bodmer, an der er im wahren Sinne des Wortes eine Gehülfin des Lebens, ein Muster edler Weiblichkeit gefunden. Die Ehe blieb kinderlos.

Allein nur zu bald musste Pfarrer Ramsauer abermals die Unbeständigkeit des irdischen Glückes erfahren. Seiner Gesundheit drohten fort und fort ernsthafte Störungen, und die anscheinend günstigen Folgen einer ärztlich angerathenen Kur im Sommer 1855 waren leider von keiner Beständigkeit.

Die sorgfältigste ärztliche Behandlung vermochte nicht dem Fortgange einer Tuberkeleibildung in Lunge und Nieren Einhalt zu thun, und diese Leiden hinderten ihn, bei sonst voller geistiger Kraft, in den letzten Monaten immer mehr an der Ausübung seines Amtes; doch ließ er sich's nicht nehmen, von Zeit zu Zeit noch mit der Gewalt eines Himmelsboten zur Gemeinde zu reden; das letzte Mal erhob sich der schon Toddkranke in deutlichem Vorgefühl, dass dieses seine letzte Predigt sein werde, noch Sonntags den 13. April 1856 von seinem Krankenlager, um über dem Grabe von 4 hingeschiedenen Gemeindegliedern über die Worte 1. Korinther 15, 57 u. 58 zur Gemeinde zu sprechen und den Sieg des wahren Christen über Tod und Grab zu bezeugen. Während der langen Zeit seiner oft schmerzhaften Krankheit kam keine Klage über seine Lippen. Wie in seinem ganzen Leben bewies er auch in den letzten Tagen eine seltene Kraft christlicher Selbstverlängnung.

Wieder wurde der 27. Monatstag, gleich zwei früheren, ein Markstein seines Lebens; es war der 27. Mai 1856, der ihn nach äußerster Erschöpfung und nach mühevollen Tagen und Nächten freundlich von allen Leiden erlöste und ihn, im Alter von $27\frac{1}{2}$ Jahren, entführte aus der Heimath des Kampfes in die Wohnung des ewigen Friedens. Ein feierlicher Ernst ruhte auf den edlen Zügen des Todten. Die Gemeinde Trogen ehrte ihn und sich selbst, am 30. Mai, durch ein feierliches und würdiges Leichenbegägniss. Sein geistesverwandter, inniger Freund, Herr Pfarrer Weber in Grub, der ihm die Hochzeitpredigt gehalten, war nach seinem Wunsche auch sein Leichenprediger, und dessen ergreifende Predigt über den Kampf und Sieg im Christenleben hatte auch des Trostenden und Erhebenden viel und führte, mit einem Worte, der Gemeinde, den Amtsbrüdern und Freunden das Wesen und Wirken des Heimgegangenen, wie überhaupt das Bild eines treuen Seelsorgers, nochmals vor die Seele.

Außer einem Vermächtniss von 50 Fr. ehrt das Andenken des Seligen ein Büchlein, enthaltend sechs Predigten aus dem letzten Lebensjahre des Hingeschiedenen (die Neujahrs- predigt, die Vorbereitungs- und die Konfirmationspredigt vom Palmsonntage, die Osterpredigt und die Predigten am 1. und 3. Sonntag nach Ostern 1856) nebst den Personalien. Wir schließen den Necrolog mit den Worten, mit welchen Pfarrer Ramsauer seine letzte Predigt schloss: „So wollen wir uns denn Muth und Freudigkeit zusprechen im Blick auf die zukünftige Herrlichkeit:

„Wie wird uns sein? O, was kein Aug' gesehen,
 Kein Ohr gehört, kein Menschenherz empfand,
 Das wird uns werden, wird an uns geschehen,
 Wenn wir einziehen ins gelobte Land!
 Wohlan! den steilen Pfad hinan gekommen!
 Es ist der Mühe und des Schweißes werth,
 Dahin zu eilen und dort anzukommen,
 Wo mehr, als wir versteh'n, der Herr beschert.
 Amen.“

III.

Es ist selbst in Demokratien nicht Sitte, dass man in öffentlichen Blättern des Hinschiedes solcher Bürger gedenkt, die in ihrem Leben keine öffentliche Stelle bekleidet, sich auch nicht durch Reichthum bemerkbar machen konnten, sondern, wenn auch in engeren Kreisen sehr thätig, doch im Allgemeinen zu den stillen Bürgern des Landes gehört haben. Und doch ist eben gerade zu einem gedeihlichen Wirken der geistlichen und weltlichen Beamten nöthig, dass sie von recht vielen Gutgesinnten unterstützt werden, und dass diese den gegebenen Stoff im Volke verarbeiten. Einen solchen Mann,

der in seinem bescheidenen Kreise viel Gutes wirkte, lernten wir kennen in einem **Joh. Ulrich Möslé** von Gais, sesshaft gewesen im Bezirk Schwänberg in Herisau, geboren den 12. Oktober 1803, gestorben den 13. Jänner 1857. Er war zwar ein einfacher Weber, aber in der Landesgeschichte wohl bewandert, las gern gute Bücher, war ein aufmerksamer, prüfender Hörer in der Kirche und gewann dadurch einen freudigen Eifer für alles Gute und Schöne, wurde reich an Einsicht, Religiosität und Lebenserfahrung und daher geschickt, auch Andere zum Guten zu erwärmen und gemeinnützige Anstalten kräftig zu fördern. Er fand dazu willkommene Gelegenheit in gemeinnützigen Vereinen und für sein Wirken von den Vereinsgenossen auch die verdiente Anerkennung. Er war 26 Jahre lang Mitglied und davon 10 Jahre lang Präsident und ebenfalls 10 Jahre Einzieher der freiwilligen Beiträge der Bibliothek- und Lesegesellschaft des Bezirkes, 10 Jahre besorgte er das Altuariat des Schwänberger Leichenvereines, 20 Jahre war er Vorstand der Körnigesellschaft des Bezirkes, und manche Jahre wirkte er als ein sehr tüchtiges Mitglied der Privatarmenkommission der Gemeinde. Ehren wir solche Beispiele und wünschen wir dem Vaterlande recht viele solcher Bürger!

IV.

An der Generalkonferenz der Lehrer am 22. Juni 1857 in Trogen fesselte die Aufmerksamkeit der Zuhörer in hohem Grade das von dem gemüthlichen Verfasser, Lehrer Heierle in Bühler, vorgetragene „Lebensbild“ des am 12. Mai abhin verstorbenen greisen Amtsbruders Lehrer **Joh. Ullr. Möslé** von Gais. Weil die Abhandlung besonders für den Lehrerkreis bestimmt war, so müssen wir es uns fast wider Willen versagen, dieselbe nach ihrem bedeutenden Umfange in unsere

Jahrbücher aufzunehmen, sind jedoch der Meinung, dass die Arbeit es verdient hätte, in einer eigenen Brochüre als Andenken an den Seligen seinen einstigen Schülern, Kollegen und Freunden mitgetheilt zu werden. Wir wollen versuchen, in einem gedrängten Auszuge und eigenen freien Bemerkungen unsere Schuld dem ehrwürdigen Lehrer-Greisen abzutragen.

Mösle wurde zu Steinleuten in Gais geboren am 14. April 1790. Seine einfachen Eltern, die zwar nie eine Schule besucht, aber doch von ihren Eltern noch ordentlich lesen gelernt hatten, schickten den Knaben fleißig in die nahe Schule, der zur Zeit bessere Lehrer (Wille, der sodann nach Bühler kam, und der jetzt noch lebende Alt-Landschreiber Grunholzer in Baselland) vorstanden. Dieser gewöhnliche Schulunterricht und ein kurzer Lehrkurs beim Ortspfarrer Bernet im Winter von 1808 auf 1809 mussten Mösle zum Schullehrer befähigen, und mit Pfingsten 1809 begann er mit eigenem Schulhalten in Steinleuten, in derselben Bauernstube, wo er einst als Schüler gesessen. (Noch jetzt hat der Schulbezirk Steinleuten in Gais kein eigenes Schulhaus, und es dient der Schule nur ein gemietetes Kämmerlein.) Die jährliche Schulzeit beschränkte sich damals nur auf das Sommerhalbjahr, das jeweilen vor Ostern begann und mit der Gaiserkilbe, Anfangs Oktober, endigte. Es war Lohnschule ohne bestimmte Verpflichtung, und die 12 — 20 Schüler hatten wöchentlich, wenn sie nur den halben Tag die Schule besuchten, 3 Kreuzer und bei ganztägigem Besuch 6 Kreuzer Schullohn zu bezahlen. Von Oktober bis März konnte der Lehrer beliebigem Verdienste nachgehen, und Mösle versah mehrere Winter die Stelle eines Knechtes und Hauslehrers bei Hrn. Hauptmann Menet in der Lochmühle in Gais. Einmal versuchte er die Uebernahme einer Schule zu Rohren in Herisau; das Heimweh nach dem lieben Steinleuten, dessen Hügel er von Rohren aus sah, zog ihn aber bald wieder nach der lieben Heimat zurück. Dasselbe Resultat hatte die Einladung eines

Freundes nach Graubünden. Dagegen verlebte er einen angenehmen Winter 1814 — 15 in Wald, als Fabrikationsgehülfe und Hauslehrer bei Rathsherrn Joh. Rechsteiner, in der Nähe und in Gesellschaft seines Jugendfreundes Pfarrer Weishaupt, an dessen erstem Gesangkurse er gleichzeitig Theil nahm. Die Beförderung des Schullehrers Grunholzer zum Landschreiber, im Jahre 1816, eröffnete ihm eine Dorfsschule in Gais, an welcher er also, in den letzten zwei Jahrzehnten in der Eigenschaft als Unterlehrer, ununterbrochen volle 41 Jahre wirkte und aus den gleichen Familien zwei und drei Generationen zu seinen Schülern zählte. Durch Privatfleiß und durch Lehrerkonferenzen hatte er sich ein auch für die neuere Zeit zureichendes Maß von Kenntnissen erworben, und er besaß ein vorzügliches Geschick, auf möglichst einfache, natürliche Weise seine Schüler zu unterrichten. Sein sanftes, gutmütiges, heiteres Wesen, sein unveränderlicher Gleichmuth, seine wahre Vaterliebe zu den Kindern und seine warme Religiosität verschafften ihm während seines fast halbhundertjährigen Wirkens die ungetheilte Liebe und Achtung der Eltern und Schüler. Gingem ihm unläugbar manche Fertigkeiten jüngerer Lehrer ab, so hatte er hingegen Vorzüge, die man bei vielen Lehrern vergebens sucht; wir meinen die Kunst, kindliche Erzählungen mit solcher Kraft vorzutragen, dass die moralischen Lehren und Nutzanwendungen den göttlichen Funken in den Kinderherzen für das Gute entflammt, und wo alsdann die selige Freude, die aus den Kinderäugn dem würdigen Lehrer entgegenstrahlte, ihm die beruhigende Gewissheit gab, es sei seine Saat auf ein fruchtbares Erdreich gefallen. Wir meinen ferner das herzinnige Gebet des Lehrers, womit er am Anfang und am Ende der Schule den Segen des Höchsten über seine Arbeit und das Heil der ihm anvertrauten Kinder erflehte und damit diese im Geiste dem himmlischen Vater zuführte. Solche Züge, verbunden mit der christlichen Liebe, mit der er Fehlende zurecht wies, erklären, warum ihm die ungetheilte Liebe und Achtung der Schüler

stets treu blieb, und warum die Schulbehörde es immer noch unterlassen zu dürfen glaubte, den Greisen mehr zu unterstützen. Wohl war unter dem halben Hundert ABC-Schützen große Beweglichkeit und ein fröhliches Gesumse, dabei war aber doch in diesem Kindergarten ein viel wonnigeres Leben als in solchen Schulen, wo schon bei den Anfängerklassen mit großer Strenge völlige Stille gefordert und jedes kleine Versehen zu einer Missethat gestempelt wird, die unerbittlich eine Beschämungs- oder Arreststrafe zur Folge haben muss. Mösle war, wie gesagt, in der Kunst, Schule zu halten, wirklich ein Meister, und ein Schulamtskandidat, der ihm etwa als Gehülfe beigegeben worden wäre, hätte von ihm Vieles lernen können, was ihn ein Seminar nicht lehren kann. Es ist unläugbar ein großer Nebelstand im appenzellischen Schulwesen, dass man ältere Lehrer ohne Unterstützung von Gehülfen lässt und dagegen noch so junge Seminaristen für befähigt hält, sogleich eine eigene Schule anzutreten. Mit dem zunehmenden Alter mochten freilich Mösle's abnehmende Kräfte für die große Schule (90 — 100 Tagschüler und 70 — 80 Repetirschüler) nicht mehr in früherem Maße zureichen, und er bekannte den letzten Schulinspektoren offenherzig: er vermöge nicht mehr zu leisten, was er möchte und sollte, besonders bei den Unfähigeren der Tagschule und bei den großen Klassen der Repetirschule. Der bescheidene, genügsame Mann, der selbst in den Tagen seiner Kraft die Schulbehörden nie mit Forderungen von Gehaltserhöhung bestürmte, der sich zeitlebens mit einem widrigen Schullokal und dürfstigen Lehrmitteln begnügte, dagegen es aber mit großer Dankbarkeit anerkannte, wenn ihm ungesucht das Einkommen verbessert wurde, mochte sich doch im letzten Jahre der stillen Bekümmeriss nicht erwehren, dass er bald genöthigt werden dürfte, die Schule abzutreten und an das Mitleid seiner einstigen Schüler zu appelliren. Der Allgütige aber, dem er in seinem Leben mit ganzer Seele vertraute, enthob ihn diesen Sorgen. Noch hatte er als treuer Vaterlandsfreund, am 27. April

1857, bei ungünstiger Witterung die Landsgemeinde in Hundweil besucht, war anscheinend von dieser eintägigen beschwerlichen Fußreise gesund heimgekehrt und konnte noch ungestört drei Tage Schule halten. Am letzten Tage des Semesters aber führte ihn sein starker Wille wohl noch in die Schulstube und ließ ihn die Schule beginnen; seine Todeskrankheit aber, die ihn schon in der Nacht vorher ergriffen, nöthigte ihn bald, mitten in seinem Tagewerke die Schulstube auf immer zu verlassen und in seine Wohnung zurückzukehren. Das Gallen- und Nervenfieber verzehrte trotz ärztlicher Gegenmittel bald seine Kräfte, und er starb am 12. Mai 1857. Sein letzter Wunsch, an der Seite einer seiner ersten Schülerinnen aus Steinleuten, die ein paar Tage vorher zu Grabe getragen worden, beerdigt zu werden, ging in Erfüllung. Sein Lebenslauf, sein Wirken und sein Sterben haben gezeuget, dass erhört worden sei sein tägliches inbrünstiges Gebet: „Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; denn du bist mein Gott, dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn!“

V.

Am 25. August 1857 ist in Thal beerdigt worden Pfarrer **Daniel Bürcher**, Bürger von Teufen, gewesener Pfarrer in Wolfhalden. Er wurde in Teufen geboren am 4. August 1790, war ein Sohn des Ulrich Zürcher und der Anna Knechtle und ein Halbbruder des gewesenen Landesschulmeister Zürcher. Schon in seinem 14. Lebensjahre verlor er durch schnellen Tod seinen greisen, 78-jährigen Vater; die gute Mutter aber, deren einziger Sohn er war, und der genannte ältere Bruder sorgten dennoch treulich für seine gute Erziehung und Bildung. Nachdem er die Primarschule passirt, erhielt

er bei dem damals in Teufen wohnhaften Provisor Joh. Ulrich Schieß von Herisau, mit Nagel, Weiß (dem nachherigen Landammann und Statthalter) und anderen Schülern höhern Unterricht, besonders in der lateinischen und französischen Sprache, und wurde schon zu Ostern 1806 in Teufen konfirmirt. Den Beruf eines Geistlichen wählend, bezog er mit Frei und Walser (den nachherigen Dekanen) im Mai gleichen Jahres die Hochschule in Basel, wohin ihn sein treuer Lehrer Schieß begleitet hatte. Hier lag er mit großem Fleiße den Studien ob, und während seine genannten Studienfreunde schon gegen Ende des Jahres 1807 als ordinirte Geistliche in die Heimath zurückkehrten und daselbst die Pfarrstellen in Schönengrund und Reute übernahmen, blieb unser Zürcher zwei volle Jahre in Basel und setzte dann seine Studien noch zwei weitere Jahre auf der Hochschule in Bern fort, wo er alsdann auch im Jahre 1810 durch die Weihe der Ordination in den geistlichen Stand aufgenommen wurde. Sogleich erhielt er bei einer angesehenen Familie Berns eine Erzieherstelle und hatte als solcher mit seinem Zögling, dem nachherigen Schultheißen von Tavel, zwei Jahre lang, von 1810 bis 1812, seinen Aufenthalt zu Féchy im Kanton Waadt, welchen Zeitabschnitt der Selige zu den angenehmsten seines Lebens zählte. Auf den Wunsch seiner Familie, besonders seiner Mutter, kehrte er im Jahre 1812 in die Heimath zurück; da sich aber im Lande keine Gelegenheit zu einer Anstellung zeigte, übernahm er im November gleichen Jahres das Pfarrvikariat Steckborn im Kanton Thurgau, welche Stelle er $1\frac{3}{4}$ Jahre treu besorgte. Inzwischen ist er im Jahre 1813 in die appenzellische Synode aufgenommen worden. Mit dem Februar 1816 eröffnete sich ihm ein pfarramtlicher Wirkungskreis in Wolfhalden, vorerst als Vikar des kränkelnden Herrn Kammerer Walser, bis er nach dessen Resignation im Sommer 1818 einmütig zum Pfarrer ernannt wurde. Er hatte sich das Vertrauen, das er gefunden, selbst erworben und durch treuen Seelsorgerdienst an

der großen Gemeinde während 41 Jahren hinlänglich gerechtfertigt. Der Förderung der Schulen und des Gesangwesens lag er mit besonderem Eifer ob; in den pfarramtlichen Büchern hatte er eine vorzügliche Ordnung, verbunden mit einer äußerst netten, deutlichen Handschrift. Uns ist nicht bekannt, dass je eine Predigt von ihm dem Drucke übergeben worden; das aber wissen wir, dass er auf seine Predigten viel Fleiß verwendete, dass er es mit der Abfassung derselben nicht auf die letzten Tage und Stunden ankommen ließ, dass sich seine Predigten durch strenge logische Ordnung, wie durch Popularität auszeichneten und um so reicher an Erbauung waren, als der aufmerksame Zuhörer die fassliche Darstellung mit den praktischen Anwendungen leicht behalten konnte. Seine grössere Gelehrsamkeit und seine reichen Lebenserfahrungen machten ihn nach dem Vorbilde seines Herrn und Meisters nur bescheidener und beflissener, sich Anderen recht nützlich zu machen. So z. B. während Andere das alte Kirchengesangbuch als unverbesserlich und veraltet verurtheilten, gelang es ihm durch Eintheilung der Stimmen und sorgfältige Auswahl der Singstücke aus dem gleichen Buche, einen recht erbaulichen Gesang einzuführen, und während Andere mit allerlei Neuerungen in Schule und Kirche viel Anstoß erregten, wusste Zürcher denselben geräuschlos Bahn zu brechen und eine allfällige Opposition schon im Entstehen zu unterdrücken. So wurde seiner Zeit anderen Geistlichen jede eigenmächtige Abänderung der Liturgie, wie z. B. die Weglassung der Prädikate: „fromme und weise“ bei der Fürbitte für die Obrigkeit, übel vermerkt und daraus eine Geringsschätzung der Obrigkeit gefolgt. Der schlichte Zürcher aber überging einfach diese Prädikate im sonntäglichen Gebete, und als man endlich ihn darüber interpellirte, bereitete er mit seiner Antwort: er habe schon seit Jahren diese veralteten Floskeln weggelassen und Niemand in der Gemeinde habe sich daran gestoßen, der hoheitlichen Abänderung der Liturgie (1837) den Weg. Die obrigkeitliche Schulordnung von 1837 fand

besonders in Wolfhalden viele Gegner, und sie brachten es wirklich bis zum Kompetenzbeschluss der Landsgemeinde. Dem Pfarrer Zürcher aber gelang es doch mit Hülfe gleichgesinnter Vorsteher, die Hauptgrundsätze derselben Schulordnung in den dortigen Schulen durchzuführen. Er ist in zwei Ehen Vater von 21 Kindern geworden, von denen ihn 16 überlebt haben. Besorgt für bessere Bildung derselben, errichtete er im Pfarrhause für sie und Andere eine Realschule, an der er (von 1831 bis 1843) mit Hülfe von Lehramtskandidaten in verschiedenen Fächern Unterricht ertheilte und die Gehülfen selbst ins praktische Schulleben einführte. Einen Sohn (den jetzigen Kleinrath und M. Dr. Zürcher in Wolfhalden) ließ er zu einem tüchtigen Arzte, andere zu Handwerkern bilden, und unter den 5 verstorbenen Kindern war auch ein Sohn, der als Handwerker auf der Wanderschaft begriffen war und im Baden bei Köln verunglückte. Die 5 Kinder zweiter Ehe waren beim Tode des Vaters alle noch minderjährig. Einfachheit, Genügsamkeit und eine musterhafte Hausordnung, wo Eines dem Andern in Liebe diente, waren die natürlichen Mittel, um mit einem sehr bescheidenen Einkommen auszureichen und das Vaterhaus Allen lieb zu machen. Musste sich der Pfarrer im Vergleich mit seinen Amtsbrüdern auch bedeutende Einschränkungen und Entbehrungen gefallen lassen, so störte dieses doch seine natürliche Heiterkeit nicht, und er fand dafür reichen Ersatz in seinem gemüthlichen Familienleben, sowie in dem freudigen Gefühl treu erfüllter Amtspflichten. Viele Jahre wirkte er an der Seite seiner Freunde als Mitglied der Landesschulkommission auch in weiteren Kreisen, so in den Jahren 1828 und 1831 als Schulinspektor des Vorderlandes. Seine reiche Menschenkenntniß und sein friedfertiger Sinn machten ihn besonders befähigt zur Vermittelung von Ehestreitigkeiten, in der Eigenschaft als Ehegaumer. Nicht minder bewährte er sich aber auch als Richter, welche Stelle er im Ganzen über ein Vierteljahrhundert bekleidete, indem er von 1818 — 1834 wiederholt als

Ortspfarrer und von 1835 — 1854 als permanentes Mitglied dem Ehegerichte beizuwohnen hatte. Im Allgemeinen sich einer guten Gesundheit erfreuend, musste er während seines langen Amtslebens sich bei seinen pfarramtlichen Funktionen höchst selten aushelfen lassen; dagegen aber wurde er, weil stets zu Hause und bereitwillig, von den Nachbargemeinden oft und viel um Aushilfe angesprochen. Im Jahre 1823 musste er wegen einer schmerzhaften Krankheit mehrere Wochen das Bett hüten, 1849 litt er an einer Kehlkopfentzündung, die ihm das Predigen etwa $\frac{1}{4}$ Jahr lang versagte und als nachtheilige Folge ihm einen störenden Husten und 1851 einen Rückfall hinterließ. Er alterte immer merklicher und litt auch immer mehr am Gehör, was ihm die Amtsverwaltung je länger, je mehr erschwerte. Hatte er sich inzwischen, besonders durch eine im Sommer 1856 genossene Kur zu St. Moritz, wieder ordentlich erholt, so traten hingegen mit dem Frühjahr 1857 ernstlichere Störungen ein. Doch ließ er sich's nicht ausreden, am Palmsonntage die von ihm vorbereiteten Söhne und Töchter (worunter auch seine jüngste Tochter erster Ehe) selbst zu konfirmiren. Tief ergriffen und völlig erschöpft verließ er die heilige Stätte im sichern Vorgefühle, dass er von derselben auf immer Abschied nehmen müsse. Nur zu deutlich mussten er und die Seinigen sich überzeugen, dass er sich nie mehr so weit erholen werde, um dem Predigtamte noch vorzustehen zu können, und er gab daher am 14. April die Resignation ein, mit der Zusicherung, die amtlichen Funktionen im Pfarrhause so weit möglich bis zum Amtsantritt seines Nachfolgers noch besorgen zu wollen. Dasselbe gelang ihm und damit die erwünschte eigenhändige Vervollständigung der Bücher; die Kirche aber konnte er, so gern er noch eine Abschiedspredigt gehalten und der Gemeinde besonders für die in letzter Zeit bewiesene Liebe und Nachsicht selbst gedankt hätte, nicht mehr betreten. Er wollte den Rest seiner Tage noch in der freundlich gelegenen Nachbargemeinde Thal verleben, es waren aber dieselben bald gezählt; denn

schon nach wenigen Wochen, am 21. August, war seine Lebensuhr abgelaufen. Um sein Andenken und seinen gemeinnützigen Sinn zu ehren, vergabten die Hinterlassenen an eine zu errichtende Waisenanstalt in Wolfhalden 100 Fr. und an die Sekundarschule in Teufen ebenfalls 100 Fr.

Während seiner Amts dauer sind in Wolfhalden 2892 Kinder getauft, 1466 junge Christen konfirmirt, 855 Ehen geschlossen und 2450 Leichen beerdigt worden. Eben so wurden durch seine thätige Mitwirkung 4 Schulhäuser erbaut, eine neue Schule und eine Ersparnissanstalt gestiftet und die Kirche renovirt.

Sein Andenken bleibe im Segen !

